

Ein Zuhause mit Büchern: Das Geffrye Museum macht die Geschichte des Lesens und der Leser im 18. Jahrhundert wieder lebendig

Hannah Fleming – (Geffrye Museum, London)

Tagebücher, Briefe, Kollektaneenbücher, Anmerkungen, Bilder und Inventare belegen den Besitz von Büchern in der Mittelklasse des 18. Jahrhunderts und die Präsenz von Literatur in ihren Wohnungen. Aber wie kann dieses Wissen in Erwerbungen für ein Museum umgesetzt werden und wie sollten die Geschichten über diese Bücher erzählt werden? Wie kann ein Museum im Rahmen seiner Ausstellung und Vermittlung über die reine Feststellung, dass die Mittelklasse Bücher besessen hat, hinaus die Geschichte der Leser, ihren Umgang mit Texten und die verschiedenen historischen Lesegewohnheiten beschreiben und präsentieren?

Das Geffrye Museum befindet sich in einem ehemaligen Altersheim, das für bedürftige RentnerInnen von der Ironmonger's Company zwischen 1713 und 1714 gebaut wurde, – mit finanziellen Mitteln, die Robert Geffrye [auch Geffery] (1613–1704), der frühere Besitzer der Firma und Bürgermeister von London, für diesen Zweck hinterlassen hatte. Geffrye legte in seinem Testament fest, dass das Altersheim für so viele arme RentnerInnen gebaut werden sollte, wie es sein Restnachlass zuließ. Beinahe 200 Jahre wurde das Gebäude in diesem Sinn genutzt, bevor es verkauft und in das 1914 eröffnete Geffrye Museum umgewandelt wurde.¹

Das Museum präsentiert seit ca. 1935 eine Reihe von Räumen, die jeweils einem bestimmten Zeitabschnitt gewidmet sind. Es gibt insgesamt elf Räume, die die Zeit von 1630 bis 1998 umfassen und jeweils einen typischen Wohnraum eines Vertreters der Londoner Mittelklasse zeigen. Die vier ältesten Räume mit Inventar aus dem 17. und 18. Jahrhundert wurden 2006 im Rahmen des „At Home“-Projekts saniert und neu gestaltet. Eine zentrale Grundlage für die Neugestaltung war eine Sammlung von Londoner Inventarverzeichnissen in Testamentsabschriften aus der Zeit zwischen 1570 und 1810, die dazu verwendet wurden, jedem Raum einen speziellen Zeitpunkt zuzuordnen – genauso wie den Raumtyp und seine Inneneinrichtung. In den Inventaren waren die Haushaltsgegenstände des gerade Verstorbenen verzeichnet, oft Raum für Raum. Sie wurden dafür genutzt, das persönliche

Vermögen (ohne Grundstücks- und Hausbesitz) zu schätzen. Die Mehrheit der verwendeten Inventare waren Verzeichnisse des Orphans' Court, der die Besitztümer von Männern und Frauen in London verwaltete, die bei ihrem Tod Kinder unter 21 Jahren hinterließen. Es gibt keine vergleichbare gedruckte Sammlung von Inventaren in London, sodass es sich bei dieser vom Museum gesammelten und transkribierten Sammlung um eine einzigartige Quelle handelt, die dazu genutzt werden konnte, Details in Bezug auf die Wohnungen und das dortige Alltagsleben der Mittelklasse Londons aufzuzeigen – von der Ankunft neuer Gegenstände bis zur Veränderung der Wohnraumbezeichnungen und der Möblierung.²

Als die vier Räume wiedereröffnet wurden, konzentrierten sich die Kommentare der Besucher häufig auf die sparsame Möblierung. Wie es ein Herr aus Dulwich, der mehrfach die Ausstellung besuchte, formulierte: „Aus der Perspektive des Besuchers ist der Mangel an Möbeln, an ausgestellten Alltagsgegenständen und Artefakten äußerst bedauerlich ... die ersten Räume gefallen weniger und sind uninteressanter als zuvor.“ Dieser spezielle Besucher wurde von einem Mitarbeiter des Museums darauf hingewiesen, dass bei der Ausstattung der neuen Räume großer Wert auf die historische Genauigkeit gelegt worden war – was aber einen Verlust an Atmosphäre zur Folge hatte. Das Schaffen einer solchen Atmosphäre ist ungemein schwer in Räumen, die bestimmten Zeitabschnitten gewidmet sind, – manchmal kann es gelingen, wenn man die Genauigkeit nicht überbetont. Was aber helfen kann, eine „Atmosphäre“ in den Räumen, die sich auf das 17. und 18. Jahrhundert beziehen, zu schaffen, ist die Integration von kleineren, eher vergänglichen Objekten – Gegenständen des Alltagslebens. Ein Problem bei der Umsetzung dieser Überlegungen ist die geringe Überlieferungsrate dieser Materialien: Wir vermeiden es, Reproduktionen/Repliken zu verwenden. Außerdem haben Inventare eine Schwachstelle: Sie verzeichnen Gegenstände von geringem Wert selten oder gar nicht. So sind sie zwar einerseits sehr wertvoll für Aussagen darüber, was vorhanden war, können aber andererseits nicht als Beleg für das Nicht-Vorhandensein

von Gegenständen herangezogen werden, die jedoch für die Atmosphäre eines Raumes wichtig sind, wie zum Beispiel Kinderspielzeug, das nur selten verzeichnet wurde.

Bücher in der Ausstellung

Objekte, die häufig in den Inventaren verzeichnet wurden und dafür geeignet sein könnten, dem Raum Atmosphäre zu verleihen, sind Bücher. Das Museum differenziert zwischen dem Bibliotheksbestand (ca. 5.500 Bände zum Thema Wohnen aus ganz unterschiedlichen Fächern – wissenschaftliche Literatur und Sondersammlungen, wie zum Beispiel Tagebücher, Anleitungen und Kochbücher) und den Büchern, die in die Ausstellung integriert werden sollen. Dabei sollte es sich um solche Bücher handeln, die typisch für die Wohnungen der Mittelklasse in London waren, sie sollten sowohl als Ausstellungsobjekte als auch als (erklärende) Texte verwendet werden.

Im Rahmen des „At Home“-Projekts wurde die Bibel als allgemein üblicher Bestandteil einer Halle im Jahr 1630 identifiziert – dem typischen Wohnraum in dieser Zeit. Ein Exemplar der Bibel in englischer Sprache, deren stille Lektüre oder Vorlesen Teil der täglichen Routine war, gab es in vielen Haushalten seit den 1550er-Jahren. Zur Museumssammlung gehören an sich keine Einbände, aber eine wichtige Bedingung für die Präsentation von Büchern in den jeweiligen Räumen ist ein originaler bzw. zeitgenössischer Einband. Darüber hinaus stellt das Jahr, dem der jeweilige Raum gewidmet ist, eine absolute Grenze für alle Gegenstände dar, die dort gezeigt werden, und veranlasste uns dazu, eine Bibel zu suchen, die vor 1630 erschienen und für einen Mittelklasse-Haushalt geeignet war – nicht etwa ein Folioband mit seinem Originaleinband. Hier tauchte das Überlieferungsproblem wieder auf – Bibeln, die diese Bedingungen erfüllen, sind rar und so entschieden wir uns dafür, vor allem die Räume über das 18. Jahrhundert mit Büchern auszustatten.³

Im 18. Jahrhundert war eine deutliche Zunahme der Lesefähigkeit zu verzeichnen – insbesondere innerhalb der wachsenden Schicht der Facharbeiter in London. So waren Bücher und Lesematerialien ein signifikantes Merkmal des häuslichen Lebens im 18. Jahrhundert und stark verwurzelt in der Lebenskultur im eigenen Heim. Lorna Weatherill konnte zeigen, dass der Anteil der Bücher in den von ihr ausgewerteten Londoner Inventaren zwischen 1705 und 1725 von 38 % auf 52 % angestiegen ist, und Ähnliches gilt für die transkribierten Inventare im Besitz des Geffrye Museum, die ebenfalls als Belege eines steigenden Bücherbesitzes gelten können.⁴ Obwohl Bücher sehr bewegliche Objekte sind, die nicht notwendigerweise an einem Ort auf-

bewahrt werden, wurden sie regelmäßig in den Inventaren verzeichnet – auch wenn das in der Regel in einem eigenen Abschnitt unter einer eigenen Überschrift und nicht unter der Raumbezeichnung erfolgte. Manchmal findet man sie unter der Überschrift Bekleidung oder Bekleidung und Bücher, um ihre enge Verbindung zu dem jeweiligen Haushaltsvorstand zu unterstreichen. Die Wohnungen, die durch diese Inventare repräsentiert werden, haben keinen Raum, der als Bibliothek ausgewiesen ist, aus ihnen geht nicht eindeutig hervor, wie und wo Bücher aufbewahrt wurden. Das Vorhandensein von Büchern in einem Inventar korreliert nicht immer mit dem Vorhandensein von buchspezifischen Möbeln (Schränke, Regale). Oft ist das Gegenteil der Fall: Es gibt insgesamt 47 gedruckte Inventare und Kataloge aus der Zeit zwischen 1740 und 1800, von denen 16 keine Bücher verzeichnen. In diesen Verzeichnissen sind aber dennoch buchspezifische Möbel – einschließlich eines ca. 1 m breiten [3 foot 3 inch] Schreibtisches aus Mahagoni mit einem Bücherschrank – als Teil des Nachlasses von George Tupin im Jahr 1800 aufgeführt. Die höchste Zahl an Büchern, die überhaupt in einem Inventar dieser Zeit genannt ist, beträgt 330, was ungewöhnlich viel erscheint. Wenn man die 16 Inventare beiseitelässt, die keine Bücher nachweisen, und vier weitere mit einer nicht quantifizierbaren Anzahl, bleiben weitere 27 (d.h. ein Anteil von 59%) übrig, die zwischen einem und 50 Bänden umfassen.

Das Inventar des Hauses von John Mitford in Bow, erstellt am 28. Januar 1740, enthält eine lange und detaillierte Liste mit insgesamt 225 Bänden, verzeichnet als in seinem Besitz befindlich, differenziert nach Größe – mit Titel und Erscheinungsjahr – bis zu den preiswertesten und kleinsten Büchern, den ‚twelves‘ oder ‚duodecimos‘ [Bücher mit einer Einbandhöhe zwischen 17,5 und 20 cm], mit Ausnahme von 26 Titeln, die nur mit „Verschiedenes ohne großen Wert“ bezeichnet werden.⁵ Das übrige Inventar vermittelt flüchtige Eindrücke in Bezug auf die Leseerfahrungen in diesem Haushalt. Im Wohnzimmer wird ein Regal aufgeführt – außerdem Lehn- oder Armsessel mit seidenen Polstern, grüne Damastvorhänge, Kaminbesteck aus Messing am Kamin und darüber ein Spiegel in einem goldenen Rahmen, eine Wandleuchte aus Glas mit Messingverzierung, ein Teeregal aus Mahagoni und ein „schöner Papagei“ in einem Käfig. Da erscheint es sehr verlockend, den materiellen Kontext der Lesesituation wiederherzustellen. Die Beschreibung legt die Idee zu folgendem Szenario nahe: Einer der aufgeführten Folio- oder Quarto-Bände liegt auf dem Regal, die Vorhänge sind geschlossen, Feuer- und Kerzenschein wer-

den im Spiegel reflektiert, die Wandleuchte und der goldene Bilderrahmen, und man könnte sich vorstellen, wie Mitford dort laut liest, vielleicht aus „History of my own town“ von Gilbert Burnet, eine sehr respektable Wahl für einen Mann, in dessen Wohnraum sich ein gerahmter Druck des Prinzen von Oranien befindet. Burnet war von Wilhelm III. von Oranien-Nassau zum Bischof von Salisbury ernannt worden. Der Papagei schreit und schnattert ohne Zweifel im Hintergrund. Damit entsteht ein sehr atmosphärisches Bild, aber Inventare verzeichnen nur Eigentum und Besitz – man benötigt andere Belege, um die Geschichte des Lesens zu Hause lebendig zu machen.

Stephen Colclough hat darüber geschrieben, wie solche Belege – ermittelt aus Briefen, Tagebüchern, Kollektaneenbüchern aus dieser Zeit, Anmerkungen in den Büchern selbst – genauso wie Bilder von lesenden Menschen zwangsläufig unvollständig sind.⁶ Das Beispiel eines Buches in der Sammlung des Museums, erworben für die Präsentation in dem Raum über das Jahr 1745, zeigt, wie eine Auslese solcher Belege genutzt werden kann, um die Geschichte eines einzelnen Buches und eines einzelnen Lesers zu betrachten sowie Wege aufzuzeigen, wie die Geschichte des Lesens in einem solchen Raum ausgestellt, wie historische Texte und ihre Leser für moderne Museumsbesucher zum Sprechen gebracht werden können.

„The reform'd coquet“: eine Liebesgeschichte

Genauso wie im Fall der Bibel für den Raum von 1630 wurde ein passender Text mit einem passenden Einband ausgewählt: Ein Buch, das visuell seine Brauchbarkeit für einen Leser der Mittelklasse zeigt. Wir kauften das Buch „The reform'd coquet: or, memoirs of Amoranda“, ein Roman von Mary Davys, gedruckt bei T. Forbes für J. Stephens, 1736 in der 4. Auflage – ein Oktavband mit einem leicht abgenutzten Einband – zunächst einmal kein besonders außergewöhnlicher Anblick, aber für das Museum aus verschiedenen Gründen interessant. Das Szenario in dem Raum zum Jahr 1745 vermittelt das Bild von drei Frauen, die Tee trinken – wir hatten immer an Leserinnen gedacht. Es ging nicht darum zu zeigen, dass Frauen in der Mitte des 18. Jahrhunderts nur Romane gelesen haben, aber wir wollten auch nicht die Bedeutung der Romane in den 1740er-Jahren ignorieren und die damaligen Bedenken gegenüber der müßigen Leserin, die gefährliche romantische Ideen in Bezug auf das Werben und die Ehe aus diesen Romanen übernehmen könnte.

Die Heldin in „The reform'd coquet“ ist eine sehr gut aussehende, kluge und reiche Frau. Sie besitzt Schönheit, Vermögen und Esprit, aber sie ist auch eingebildet, widerspenstig und flatterhaft. Die

Geschichte über die Werbung um ihre Hand und ihre Veränderung – das eine zieht das andere nach sich – wird von der Autorin als eine nützliche und moralisch wertvolle dargestellt, nicht vergleichbar mit den Romanzen, die bei ihren Zeitgenossen so heftige Besorgnis auslösten. Sie rät ihren Leserinnen, sich ihre Entscheidung für einen Ehemann genau zu überlegen, indem sie sagt, die Frau solle sich für einen Mann mit ausgezeichnetem Verstand entscheiden, mit einem guten Aussehen, er sollte über einige Verdienste verfügen genauso wie über reichlich „Schmuck“. Sie wendet sich dennoch nicht nur an junge Leserinnen, sondern ebenso an ältere. In einem Verzeichnis neu erschienener Bücher in „The Gentleman's Magazine“ aus dem Jahr 1736 wird das Buch als Großdruckbuch für ältere Damen beschrieben.⁷

Das Exemplar des Museums ist auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels von der damaligen Besitzerin Sophia Lisle signiert worden. Bei dieser Dame handelt es sich höchstwahrscheinlich um die gleiche Sophia Lisle, die 1748 ihren Ehevertrag mit Thomas Rawstorn aus Lexden unterschrieben hat. Das Dokument befindet sich heute im Archiv der Grafschaft Essex.⁸ Sophia aus Essex wurde 1711 geboren, war also 25 Jahre alt, als das Buch 1736 veröffentlicht wurde – nicht wirklich eine „ältere Dame“, aber auch nicht mehr so jung, um noch lange unverheiratet zu bleiben. In seinem Testament von 1768 vermacht Thomas Rawstorn seinen gesamten Besitz – Land, Haushaltsgegenstände, Möbel und Geschirr sowie einen Geldbetrag in Höhe von 3.000 Pfund – seiner lieben und geliebten Frau Sophia und danach seiner Tochter Ann bei deren erster Heirat und ernennt Sophia und Ann als gemeinsame Testamentsvollstreckerinnen.⁹

Abb. 1: Wohnraum im Geffrye Museum zum Jahr 1745. © Geffrye Museum London



Wir können daraus durchaus ableiten, dass Sophia und Thomas eine vertrauens- und liebevolle Ehe geführt haben – aber weitere Details zu ihrer Verlobung und ihren Charakteren sind in einer Darstellung enthalten, die anscheinend von ihrer Nichte zwischen 1770 und 1776 geschrieben und von ihrem Nachfahren Alfred Phillips Ryder in „The history of our ancestors“ 1880 veröffentlicht wurde.¹⁰

So wie die Geschichte von Sophia erzählt wird, hat sie Parallelen zu der Geschichte in „The reform'd coquet“ und könnte selbst ein romantischer Roman sein. Im Gegensatz zu Amoranda, der koketten Titelfigur, ist Sophia weder eingebildet noch flatterhaft oder besonders schön, sie wird beschrieben als bücherliebend und: Vornehm, und obwohl nicht schön, [...] war ihr Verhalten höflich, ihre Konversation vernünftig, angenehm und aufschlussreich [...] allgemein gerühmt für ihre Überlegenheit im Vergleich zu ihren Geschlechtsgenossinnen lebte sie bis zum Alter von 37 Jahren, ohne einen passenden Heiratsantrag erhalten zu haben.

Als Sophia Thomas kennenlernte, lebte sie in London – in dem Ehevertrag wird als Adresse New Broad Street in Bishopsgate angegeben. Er war ein älterer Witwer, der sich aus seiner Kaufmannstätigkeit mit einem großen Vermögen zurückgezogen hatte. Da er mit der Türkei Handel getrieben hatte, wird er vermutlich Textilien, Farbstoffe, Gewürze und Kaffee aus dem Mittleren Osten importiert haben. Thomas zitierte offensichtlich gerne Redewendungen, was ihn als einen eher törichten Mann erscheinen ließ. Er machte Sophia sieben Mal einen Antrag und wurde jedes Mal abgewiesen, sodass er scheinbar aufgab. Was er dann tat, könnte einem romantischen Roman entnommen sein: Er streute das Gerücht, er würde bald eine hübsche 25-jährige Frau mit einer Mitgift von 5.000 britischen Pfund heiraten. Das war augenscheinlich wahr, denn der Vater der jungen Frau hatte ihn als möglichen Bewerber für sie in Betracht gezogen. Als Sophia von diesem Gerücht hörte, fragte sie sich, ob sie vielleicht nicht doch diesen Mann, der nun eine jüngere und reichere Frau heiraten wollte und

den sie so oft zurückgewiesen hatte, für sich gewinnen sollte. Sie bat ihren Schwager, Thomas zu schreiben und – nach all ihren Ablehnungen – kam es mithilfe ihres Vermittlers fast so weit, dass sie nun ihm einen Antrag machte.

Beide heirateten 1748 und Sophie wurde – in dem Bericht, den ihre Nichte über ihre Affäre später schrieb – seine gehorsame, zuvorkommende und liebevolle Ehefrau und er ein sehr liebevoller und liebender Ehemann, der sich als sehr vernünftig und nicht als töricht – wie sie zunächst angenommen hatte – herausstellte. Dieses Fallbeispiel einer Werbung, genauso wie Parallelen zu fiktionalen Geschichten, die Praxis, wie Frauen umworben wurden und das Verhalten der Beteiligten wurde von Amanda Vickery erforscht.¹¹ Sie beschreibt die Widerstände, die ein Robert Parker zu überwinden hatte, der eine Frau seit den 1740er-Jahren sieben Jahre umworben und schließlich Erfolg hatte, als er ihr in einem Brief mitteilte, dass seine Freunde ihn dazu ermutigen würden, um die Hand einer anderen Frau anzuhalten. Und sie bat, ein letztes Mal zu versuchen, ihren Vater davon zu überzeugen, ihn als Bewerber um ihre Hand zu akzeptieren. Genau wie bei Thomas war dieser Trick erfolgreich.

Es sieht so aus, dass wir mit diesem Exemplar von „The reform'd coquet“ und der Geschichte einer seiner Leserinnen eine Möglichkeit gefunden haben, ähnliche Geschichten über Romanzen und Brautwerbungen in die Ausstellung zu übernehmen. Die Geschichte von Sophia kann als Beispiel dafür gelten, dass zeitgenössische Kritiker für Frauen des 18. Jahrhunderts, die begeisterte Romanleserinnen sind, die Gefahr sehen, aufgrund ihrer Lektüre vernünftige Bewerber abzuweisen.

Es bleibt allerdings die Frage bestehen, wie man das tun kann, wenn man nur ein kleines braunes Buch in dem Raum für das Jahr 1745 ausstellt. Das Buch muss geschlossen aufgestellt werden, man kann es aus konservatorischen Gründen nicht über längere Zeit aufgeschlagen in der Ausstellung zeigen und damit auch keinen visuellen Effekt erzielen.

Geschichten erzählen

Ein weiteres Problem im Hinblick auf das Ausstellen von Büchern in den einzelnen Räumen ist der Grundriss des Gebäudes. Der schmale Flur, der an den Eingang des Raumes führt, verfügt über wenig Fläche für schriftliche Erklärungen – es gibt also dort, wo die versteckte Geschichte von Sophia Lisle erzählt werden müsste, keinen Platz. Eine mögliche Lösung ist eine digitale Präsentation. Das Museum wird in Kürze eine App bereitstellen, die das Problem der fehlenden Fläche für die Vermittlung von Text- oder Audio-

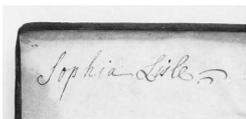
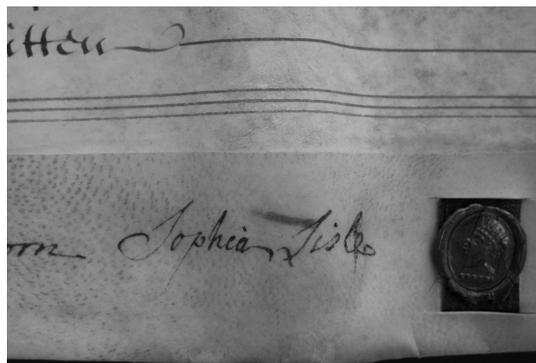


Abb. 2: Besitzvermerk auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels von „The reform'd coquet“. © Geffrye Museum, London

Abb. 3: Unterschrift von Sophia Lisle auf ihrem Heiratsvertrag. Reproduktion: Essex Record Office, D/Dpa 1.



informationen lösen soll. Die App soll auf den Geräten der Besucher bzw. auf iPads, die man im Museum ausleihen kann, abrufbar sein. Sie soll als erweiterte, tragbare, digitale Beschriftung dienen – sodass Texte und digitale Bilder jeweils vor Ort abgerufen werden können. Ein weiterer Ansatz ist die Zusammenarbeit mit der Wissenschaftlerin Abigail Williams, die über die Sozialgeschichte des Lesens und der Leser im 18. Jahrhundert gearbeitet hat. Sie hat Veranstaltungen im Museum organisiert und durchgeführt, die Lesungen und Aufführungen umfassen und die häusliche Atmosphäre beim Lesen daheim erforschen. Diese Abende waren beim Publikum sehr beliebt. Die Präsentation von Büchern in den Räumen, die jeweils einem Zeitpunkt gewidmet sind, hat aufgezeigt, dass das mithilfe unterschiedlicher Ansätze erfolgen muss. Es funktioniert nicht direkt (ohne Erläuterungen) oder nur über den visuellen Eindruck, man benötigt hier mehr als die Präsentation von (vielen) Museumsobjekten. Eine Lösung ist, Bücher auf eine eher leichte Weise zu erklären, mit experimentellen Formen – so wie durch die digitale Erläuterung und das Angebot von Veranstaltungen, wie sie oben beschrieben werden – insbesondere durch den Versuch, die Leseerfahrungen zu vermitteln, von denen wir glauben, dass sie entstehen, wenn gelesen wird. Das dürfte eher funktionieren, als Bücher sorgfältig in den einzelnen Räumen zu platzieren und so den Eintrag in einem Inventar statisch zu rekonstruieren.

Anmerkung der Redaktion

Der Artikel wurde im englischen Original im *Art Libraries Journal* 39 (2014), 3, S. 5–9 veröffentlicht. Die Übersetzung besorgte Margret Schild. Wir danken der Autorin Hannah Fleming und der Herausgeberin des *Art Libraries Journal* Erica Foden-Lenahan für die Erlaubnis, den Artikel in einer deutschen Übersetzung zu veröffentlichen!

Weitere Informationen zum Geffrye Museum siehe unter <http://www.geffrye-museum.org.uk/> [letzter Zugriff: 05.08.2014].

1. The National Archives, PROB 11/475, zitiert in: Hunting, Penelope, *Riot and Revolution. Sir Robert Geffery 1613–1704*, London 2013, S. 175.
2. John, S. Eleanor, *At Home with the London Middle Class. The Inventory Evidence for Furnishings and Room Use, 1570–1720*. In: *Regional Furniture*, 22 (2008), S. 27–51.
3. Inzwischen wurde eine Bibel erworben – ein Exemplar der 1616 autorisierten Version im Small-Folio-Format, d. i. ein kleineres Folioformat mit einer Rückenhöhe zwischen 30 und 34 cm. Der Band wurde neu aufgebunden – ein Zugeständnis, das unerlässlich war, in vermutlich zeitgenössischem



schwarzem Marokkoleder mit Golddekor. Sie wird in Kürze im Raum für das Jahr 1630 ausgestellt.

4. Weatherill, Lorna, *Consumer Behaviour and Material Culture in Britain, 1660–1760*, London 1996, S. 49.
5. The National Archives, Inventory of John Mitford, Bow, C113/11.
6. Colclough, Stephen, *Consuming Texts. Readers and Reading Communities, 1695–1870*, Basingstoke u. a. 2007, S. IX.
7. *The Gentleman's Magazine*, Juli 1736, S. 23.
8. Essex Record Office, Settlement on marriage of Thomas Rawstorn und Sophia Lisle, D/Dpa/1.
9. Essex Record Office, Probate copy of will of Thomas Rawstorn, D/Dpa 37.
10. Essex Record Office, Description of courtship and marriage of Sophia Lisle and Thomas Rawstorn of Lexden, T/G 143/1.
11. Vickery, Amanda, *The Gentleman's Daughter. Women's Lives in Georgian England*, New Haven und London 1998, S. 45–56.

Abb. 4: Die Gefahren, denen die Leserinnen ausgesetzt sind, werden in dieser Karikatur dargestellt, c. 1780.
© Wellcome Library, London